



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

I. Die Nationen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

I.

Die Nationen.

Dem Europologen unserer Tage ist es eine bekannte Thatsache, daß der Erdteil, dessen Kultur er studiert, von zahlreichen unter einander sehr verschiedenen Völkerschaften bewohnt war. Deutsche, Franzosen, Spanier, Russen, Engländer und noch viele andere, deren Aufzählung gar zu weitläufig wäre, bildeten selbständige Reiche und sprachen ihr eigenes Idiom. Dennoch hatten alle so viele Züge aufzuweisen, die ihnen gemeinsam waren: — dieselbe Tracht, dieselbe Industrie, dieselben Lebensgewohnheiten —, daß die Physiognomie des Gesamteuropa, auf die Entfernung der Jahrhunderte gesehen, genug einheitlich erscheint, um im allgemeinen betrachtet zu werden. Will man schon mit größerer Gründlichkeit vorgehen und die Volksstämme sondern, so ist es besser, die Nationennamen bei Seite zu lassen, welche in so großer Anzahl die Bewohner aller kleinen Staaten und Provinzen von einander unterschieden, nämlich weder von „Ungarn“ noch „Portugiesen“ und dergleichen zu reden, sondern nur eine Einteilung in drei Haupttrassen vorzunehmen: Lateiner, Germanen und Slaven.

Aber sogar unter diesen sind — auf unsere Zeitentfernung hin — die trennenden Merkmale weniger wahrnehmbar als die gemeinsamen. Einige kleine Verschiedenheiten im Charakter, im Gesichtstypus u. s. w. lassen sich wohl noch konstatieren;

doch wie verschwindet dies in Anbetracht der großen Übereinstimmung der Kulturzustände, welche letztere ja eigentlich die geschichtliche Differenzierung der Menschengeschlechter bestimmen. Für die neuzeitliche Forschung verschwinden diejenigen Charaktere, welche sich auf die Abstammung und das Staatenleben der einzelnen Gruppen beziehen, um nur diejenigen hervortreten zu lassen, welche die von der Gesamtheit erreichte Kulturstufe darstellen. So teilten schon die Archäologen des neunzehnten Jahrhunderts die Epochen, in welchen ihre vorgeschichtlichen Vorfahren lebten, in Stein-, Bronze- und Eisenzeit ein, und sie bezeichneten jene alten Völker als Troglodyten oder Pfahlbauer, unbekümmert um die geographische Lage der von denselben bewohnten Höhlen und Pfahldörfer. Sprechen wir also ohne weiteres von jener Zeit als von der Maschinenzeit und von den damaligen Menschen als von den Eisenbahnfahrern.

Damit will ich nicht sagen, daß wir von den Eisenbahnfahrern nicht mehr Kunde hätten, als diese von den Pfahlbauern besaßen; ich wollte mit diesem Vergleich nur auf den Standpunkt verweisen, von welchem aus ich die Völkerschaften des Europa von 1885/86 als Gesamtheit und als Einheit betrachtet haben will.

Namentlich in den später folgenden Vorlesungen, welche von den herrschenden Moralgesetzen, von Erziehung und Ähnlichem handeln sollen, werde ich Sie bitten müssen, jenen Standpunkt einzunehmen, daß in diesen Dingen so ziemlich überall dieselben Ideen im Schwange waren; in unserer heutigen Abhandlung jedoch, welche „Nationen“ und die damit verbundenen Erscheinungen von Patriotismus u. s. w. zum Gegenstande hat, mußte die nationale Verschiedenheit der europäischen Gesellschaft hervorgehoben werden. Diese Notwendigkeit liegt dem gewissenhaften Geschichtsforscher um so mehr vor, als gerade die Nationalitätenfrage in den damaligen Ereignissen eine der wichtigsten Rollen spielte und den öffentlichen Geist auf leidenschaftlicherregende Weise beschäftigte. Von dieser Leidenschaft sind wir natürlich ganz frei und daher desto

besser befähigt, dieselbe zu studieren. Wir können den Wettstreit der slavischen, germanischen und lateinischen Völkerschaften mit aller Ruhe betrachten, da es heute unter uns ebenso wenig Franzosen, Deutsche oder Böhmen giebt, als es damals Gothen, Etrusker und Hunnen gab. Wären meine jetzigen Betrachtungen zur Zeit, die deren Stoff abgiebt, angestellt, so müßten sie von dem Vaterlandseifer derjenigen Nation durchglüht sein, in deren Sprache sie vorgetragen wären; jede ruhige Parteilosigkeit würde bei den Hörern nicht nur größtenteils auf Unverständnis, sondern auch auf Verachtung stoßen und dem Urheber als Mangel an Patriotismus gar übel angerechnet werden. — Denn zur Zeit galt der Patriotismus als die vornehmste aller Tugenden; der Völkeraltruismus war noch nicht bekannt. Das Nationen-Ich über alles zu stellen, dasselbe zu loben bis zur Verhimmelung, es durch Herabsetzung, Verachtung und — wenn erforderlich — durch Vernichtung des nationalen Nächsten zu heben, war erste Bürgerpflicht. Das Gefühl der Feindseligkeit, welches die Mitglieder eines Gemeinwesens unter einander nicht nähren und nicht bethätigen konnten, ohne die moralischen und staatlichen Gesetze zu verletzen, galt als ein erhabenes Gefühl, wenn es von einem Gemeinwesen gegen das andere gehegt wurde. In Friedenszeit durfte es durch gegenseitige Schmähung, Drohung, Verachtung geäußert und nach erfolgter Kriegserklärung durch Beraubung, Mordbrennen und Totschlag befriedigt werden. Der schon längst in Zügel gehaltene individuelle Egoismus, mit allen seinen durch sittliche und religiöse Vorschriften erstickten Trieben von Nächstenhaß und Selbstanbetung, führte im Nationalegoismus sein Dasein nicht nur unbehelligt, sondern bewundert fort.

Dennoch sehen wir auch in jener Zeit das „internationale“, das kosmopolitische Prinzip schon deutlich erstehen. Gegenseitige Rücksichtnahme, Anerkennung der anderseitigen Rechte und Vorzüge, Bescheidenheit und Gerechtigkeit in Beurteilung der eigenen und fremden Eigenschaften wird auch schon einigermaßen auf den Verkehr der Nationen übertragen. Aber noch

hatte das Solidaritätsgefühl keine allgemeine Geltung; noch war die Einsicht nicht gereift, daß der Völkeraltruismus ebenso sehr einen Fortschritt über die nationale Selbstsucht vorstellt, als das Nächstengefühl unter den Individuen über individuellen Eigennutz erhaben ist. — Natürlich, so lange die verschiedenen Länder alle ihre Söhne in Waffenbereitschaft hielten, um sich gegen Angriffe zu schützen oder gelegentlich selber anzugreifen, mußte das Gefühl der Feindseligkeit lebendig erhalten bleiben, denn dasselbe bot für den immer drohenden Fall des Krieges die beste Gewähr, daß dem Gegner so viel als möglich Schaden zugefügt würde. Daß es im Zustande des Krieges keine zweckentsprechenderen Gefühle geben könne als begeisterte Liebe zum Vaterlandsbegriff und glühenden Haß gegen den Feind, das ist unleugbar. Ob aber der Krieg selber ein zweckentsprechender Zustand sei — das ist eine Frage, die schon damals von vielen Seiten eine verneinende Antwort fand. Schon Manchen war es klar, daß zwischen Nationen dasselbe Verhältniß Platz greifen könne und solle, welches zwischen Individuen durch Gesetz und Sitte vorgeschrieben war: nämlich die Beschränkung der Selbstsucht durch Rücksichtnahme auf die Interessen der Anderen; die Voraussetzung, daß jeder nur so weit sein eigenes Wohl fördern dürfe, als dadurch die Rechte und Ansprüche der Nächsten nicht beeinträchtigt würden. Manche also — freilich nur Vereinzelte, Wenige — waren der Überzeugung, daß derselbe Kodex, welcher unter den Bürgern eines Staates Geltung hat, einst auch die Beziehungen der gleichzivilisierten Nationen untereinander beherrschen müsse — wenn anders der Gang der Zivilisation in der eingeschlagenen Richtung weiter schritte. Die Entfernung von der Barbarei hatte bis dahin mit der Entfernung vom Kriegsgeiste Schritt gehalten, — warum sollte das in Zukunft nicht weiter so gehen? Auch die Grenzen, innerhalb deren die Menschen sich befahdeten, waren immer weiter hinausgeschoben worden. Zuerst, im Urzustand, Kampf jedes Einzelnen gegen jeden Einzelnen; dann Familie gegen Familie; — Stamm gegen Stamm; — Burg gegen Burg; Stadt gegen Stadt; Provinz gegen Provinz;

endlich nur noch Reich gegen Reich. Die erste Verbündung hat begonnen, als einmal zwei Menschen miteinander ausgingen, einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen, und die Beute unter sich teilten. Von da an hat der Verbündungsgeist immer größere Kreise geschlossen, bis endlich der Staatenbund (damals in Nordamerika schon verwirklicht) deutlich als die nächste Phase der begonnenen Entwicklung vorhergesehen werden konnte.

Die große Mehrzahl jedoch, dasjenige, was man den „öffentlichen Geist“ nennt, war dieser Voraussicht noch durchaus verschlossen. Einmal aus dem Grunde, weil die durchschnittlichen Geister nicht fähig sind, künftige Umwandlungen aufzufassen. Wenn sie auch versuchen, sich einen veränderten Umstand vorzustellen, so fällt ihnen gleich der Widerstreit auf, in welchem sich dieser Umstand mit tausend anderen gegenwärtigen Dingen befindet; sie sind nicht imstande, sich gleichzeitig eine Reihe von Neben Umständen als ebenso verändert zu vergegenwärtigen; es fehlt ihnen überhaupt an der Erkenntnis, daß eine Umwandlung notwendigerweise von unzähligen andern Umwandlungen begleitet wird. — Eine Zukunft ohne Krieg! Eine Verbrüderung der Nationen! — Welch eine utopistische, menschenunmögliche, — ja nicht einmal wünschenswerte Sache!! So antwortete damals die Menge den Wenigen. Und weil letztere meist der Klasse jener Denker angehörten, die sich auf den neuesten Stand der Naturwissenschaften stützten, so versuchten die Andern ihre althergebrachten Meinungen mit Zuhilfenahme von Schlagwörtern zu verteidigen, die sie den modernen Gelehrten abgelaußt, sich so das Ansehen des überlegenen Weisen gebend, der seinen Widersacher auf dessen eigenem Felde schlägt. „Abgesehen von der göttlichen Einsetzung, die ihr leugnet; abgesehen also davon, daß der Herr der Heerschaaren selber alle Schlachten lenkt — seht ihr nicht ein, daß der Krieg ein „Naturgesetz“ ist? Müßt ihr nicht auch zugeben, daß der „Kampf ums Dasein“ die Grundbedingung eures so beliebten Fortschritts abgiebt; — wie wollt ihr demnach auf den Fortschritt der Nationen

rechnen, wenn unter ihnen der Kampf ein Ende haben sollte?" Darauf hätte sich antworten lassen: „Kampf und Krieg sind nicht gleichbedeutend; es giebt tausend andere Arten des Wettbewerbs, als den mittels Totschlags ausgeführten.“ Aber die Wenigen ließen sich gewöhnlich in keine Diskussionen mit der Menge ein. Sie bildeten eine kleine Gemeinde; wenn sie ihre Gedanken auch öffentlich aussprachen und in weit verbreiteten Journalen oder auch in Büchern drucken ließen, so waren dieselben doch nur für die kleine Gemeinde bestimmt und in der ihr allein verständlichen Weise abgefaßt. Gegen die Einwendungen der Menge mußten sie stumm bleiben, da ja zu den von ihnen erkannten Wahrheiten auch diejenige gehörte, daß die Meinungen der Menge sind, was sie eben sein müssen — daß sie den jeweilig herrschenden Zustand der Dinge gutheißen müssen, sonst wären diese Dinge nicht . . . Was die Wenigen also hoffen konnten, war nur die allmälige Gewinnung von einigen neuen Zustimmungen, welche durch ihr langsames Ausbreiten eine ebenso langsame Veränderung der Dinge herbeiführen konnten. Daß ein paar Duzend Stimmen eine althergebrachte Institution — wie z. B. den Krieg — nicht wegpredigen können, das wußten Jene wohl. Dies zu versuchen, wäre ebenso thöricht wie etwa der Versuch, mit ein paar Duzend Händen alle Kasernen niederzureißen und sämtliche Armeen zu entwaffnen. Die moralische Unmöglichkeit, ein Ding zu zerstören, geht neben der physischen Unmöglichkeit in gleichem Maße einher, weil ja der innere Bestand eines Dinges dieselbe Stärke hat wie dessen äußere Gestalt. Ohne allgemein verbreitete militärische Ideen gäbe es keine Kasernen und keine Armeen, sowie es auch ohne allgemein verbreiteten Glaubensgeist keine Kirchen und keine Priesterschaft gäbe. Die moralische Gewalt einiger, vereinzelter Gegner einer blühenden Institution vermag demnach ebenso wenig, die daran haftende öffentliche Meinung in ihr Gegenteil umzuwandeln, als deren materielle Gewalt ausreichen würde, die körperlichen Vertreter der betreffenden Sache —

Menschen, Gebäude, Geräte u. s. w. — vom Erdboden zu vertilgen.

Alles das wußten die Wenigen genau. Aber ihre aus dieser Einsicht entspringende Hoffnungslosigkeit mit Bezug auf persönliche und unmittelbare Erfolge hinderte sie nicht, einer entfernten Zukunft zu vertrauen, in der die gegenwärtigen Lebensformen allmählig höheren Formen Platz gemacht hätten. Und wenn sie trotz der geringen Wirkung, die sie ihrem Worte auf die Umwandlung der Dinge beimäßen, dieses Wort doch bei jeder Gelegenheit auszusprechen sich gedrängt fühlten, so geschah dies in der Erkenntnis, daß in dem langsamen Riesenprozeß der Ideenumgestaltungen dies ihr winziges Wort enthalten sein würde, wie der Infusorienpanzer im Sedimentgebirge: unsichtbar, aber unerläßlich.

Sehen wir nun von jener kleinen Anzahl Geister ab, welche der Idee des Krieges und des damit so eng verbundenen Patriotismus nicht fröhnte, und betrachten wir den allgemeinen Zustand. Besäßen wir nicht in unserer gegenwärtigen Studiumsmethode eine Vorliebe für das Auffuchen kleiner, fast nicht wahrnehmbarer Kulturkeime; würden wir die vergangenen Jahrhunderte nur in ihren großen und auffälligen Zügen erfassen, so wie etwa die damalige Geschichtskunde das Altertum auffaßte, so hätten wir die vorhin angedeutete Ausnahmsrichtung gar nicht in Rechnung gebracht, und wir müßten uns sagen: Das Europa des neunzehnten Jahrhunderts war in Barbarei noch tief versunken. Bis an die Zähne bewaffnet standen die Völker da, stets bereit, über einander herzufallen. Der höchste zu erlangende Ruhm war der militärische und der größte Stolz einer Nation war auf ihr Kriegsglück gegründet. Feindschaft und Haß, Rachsucht und Raubsucht — diese aus dem Zustand der Wildheit überkommenen, durch die Kultur damals im Privatleben schon gedämpften, aus dem Typus einer höheren Menschheit seither ganz verschwundenen Affekte — bildeten zur Zeit noch den Untergrund des internationalen Verkehrs. Zwar nicht in Permanenz, aber permanent schwebend. Heute lebten die Völker in Freundschaft — ein Befehl von

oben — und morgen mußten sie einander in den Haaren liegen. Damit also bei so plötzlich erklärten Feindseligkeiten die gewohnte Freundschaft nicht hemmend wirke, mußte wenigstens das Gefühl der Feindschaft in Permanenz unterhalten werden, und das geschah durch die Lehren und Bethätigungen des Patriotismus.

Ehrenbeleidigung, eine Sache, welche im gewöhnlichen Umgang gebildeter Leute nicht vorzukommen pflegte, oder gegen die man doch vor dem Gesetze Schutz fand, Ehrenbeleidigung von einer Nation zur anderen — als fleißige Schürerin des Permanenzhasses — verstieß weder gegen die Regeln der Bildung noch gegen das Gesetz. Von dem Nachbarvolke durfte man direkt alles Böse sagen oder auch indirekt, indem man alle Tugenden für seine Landsleute in Beschlag nahm. Der Ausdruck „unsere echte deutsche Treue“ oder „notre esprit éminentement français“ sagte doch deutlich: „Ihr Nichtdeutschen seid treulos“ und „Ihr Nichtfranzosen seid geistlos.“

In der Zeit, von der wir reden, waren es namentlich die beiden letzterwähnten Nationen, welche in Selbstlob und gegenseitigem Schimpf das Auffallendste leisteten; eine Folge des vor fünfzehn Jahren geschlagenen Krieges, welcher auf der einen Seite einen ungeheuern Rachedurst und auf der anderen einen ebenso ungeheuern Siegesdünkel zurückgelassen hatte. In dem einen Lande ward der Revanchegedanke heilig gehalten, in dem anderen das Gefühl der Selbstbewunderung. Wer jenseits der Vogesen die „Prussiens“ nicht verachtete, war ein Landesverräter, und wer diesseits nicht „stolz darauf war, ein Deutscher zu sein“, der war auch kein Patriot.

Die Liebe, die jeder der eigenen Heimat weihet, hat für Angehörige anderer Länder nichts Beleidigendes — wohl aber der Stolz. Liebe kann für gleichwertige Gegenstände genährt werden, Stolz ist nur durch den Vorrang des Gegenstandes berechtigt. Etwas Anderes zu sein, als du, kann mich nur dann mit Stolz erfüllen, wenn dieses Andere etwas Besseres und Vornehmeres ist. Zwischen zwei auf gleicher Kulturhöhe stehenden Nationen ist jenes Gefühl daher bei einer jeden begründungslos und wirkt, wie alle Anmaßung, erbitternd. Aber der

Patriot brauchte ja die Begründung seines Stolzes nicht zu prüfen; derselbe war ihm eingeimpft und dessen Bethätigung und Beteuerung galt beinahe als Bürgerpflicht. Wenn ein begabter deutscher Dichter in die Veier griff und in einem Lied an den Reichskanzler folgende Strophen sang:

„Nicht mitzulieben wie Antigone,
Nein, mitzuhasse, Grimmer, warst Du da,
Doch aus dem Hasse keimte Liebe ja,
Für uns geblutet hat Dein zorniges Weh.

Dein Volk, Dein Vaterland hast Du geliebt,
Des alten Reiches Schemen aufgenährt
Mit warmem Blut, wie's einst Ulyß gewährt
Dem Schattenheer, das durch den Hades stiebt.

In Dir nur lebt der wahre Ahnenstolz
Des deutschen Namens, dessen Machtgebot
Einst sonnenhell die weite Welt durchloht' —
Geschnitten Du aus Nibelungenholz.

Den deutschen Hundesinn tritt in den Kot!
Lehr' Du den Stolz, ein deutscher Mann zu sein!
Wo solche Eichen wachsen, muß gedeih'n
Der deutsche Stolz in aller Wetternot.

Wo deutsche Zunge spricht, da bleibe stumm
Der Wälsche und der östliche Barbar!
Des Römers Erbe der Germane war:
Civis Romanus sum!“

— so fand dies unter seinen Stammesbrüdern begeisterten Widerhall. Wenn dagegen der Führer der „Patrioten-Liga“, der Franzose Paul Déroulède, über die Hassenswürdigkeit der Teutonen die schmähendsten Insulten spie, oder wenn ein Prince Valori in den „Petites pages de l'histoire“ schrieb:

„ . . . Und weil Gott, der den Nationen die Siegeskränze verleiht, nichts halb thut, so schickt er uns einen unserer würdigen Feind (die Araber in Algier). Die afrikanische Armee war's, die Sewastopol eingenommen, die die Höhen von Solferino beinahe mit zugemachten Augen erstürmt, die Peking und Mexiko besiegt, und die jedesmal — wo sie nicht drei gegen einen waren — die Preußen 1870 geschlagen hat“ —

so wurden auch diese als vaterländische Dichter und Geschichtsschreiber bewundert.

Der unbefangene Dritte muß erkennen, daß zwischen zwei ihren Vorrang verkündenden Parteien unmöglich beide im Recht, wohl aber, wie hier, wo es sich um zwei gleich entwickelte Nationen handelt, beide im Unrecht sein können. Ist aber dieser Dritte seinerseits von der unbedingten Pöblichkeit des Patriotismus durchdrungen, so wird er beiden Kundgebungen seinen Beifall zollen, obwohl er das Kundgegebene für falsch erkennt. Gerade so wie der fromme Anhänger eines religiösen Glaubens, wenn er zwei Andersgläubige ihre Bekenntnisse verteidigen hört, dem Verteidigungsprinzip seine Zustimmung gibt, obwohl er das Verteidigte nicht für wahr hält. Ihm wird der Verfechter des Freigedankens viel antipathischer sein, als der fanatischste Anhänger eines „falschen“ Glaubens. So auch der damalige Patriot: gleichviel welcher Nation er angehörte, kosmopolitische Gesinnungen schienen ihm viel verdächtiger, als die lautesten Ansprüche irgend eines unbedeutenden Natiönchens, das eigene Land über die ganze übrige Welt erhoben zu sehen. Die Grundlage alles nationalen Stolzes — ein aus der ältesten Zeit überkommenes Gefühl, bildete allerdings das berechtigte Bewußtsein einer Ueberlegenheit — nämlich diejenige der durch Kriegsglück erworbenen Macht; in der Regel wurzelte das Kriegsglück auch in überlegener Tapferkeit und Klugheit, und so kommt es, daß dieser auf dem Rechte kriegerischer Erfolge fußende Stolz — der Patriotismus überhaupt — so innig mit den kriegerischen Ideen verwachsen blieb. Und wenngleich im Gang der fortschreitenden Kultur eine stete Abnahme des militärischen Geistes nachweisbar ist, da neben der meist alles umfassenden und einzig ehrenvollen Beschäftigung des Krieges nach und nach immer zahlreichere andere Beschäftigungen industriellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Charakters aufgetreten sind; wenn also, trotz dieses sichern Rückgangs der kriegerischen Allwichtigkeit, der damit verbundene Geist des patriotischen Stolzes nicht so merklich abgenommen hatte, so läßt sich diese Thatsache dadurch erklären,

daß das gewohnte Gefühl auf andere Momente verteilt wurde: man war nicht mehr allein auf nationale Helden- und Siegesthaten stolz, sondern nebenbei auf die vaterländische Kunst und Industrie, auf Sprache und Schrifttum, auf den Nationalcharakter im allgemeinen. Der patriotische Ehrgeiz war nicht mehr durch die bloße Erinnerung an gewonnene Schlachten, durch den Besitz einer gewaltigen Heeresmacht zu befriedigen; er nahm für sich den Vorrang in allen Zweigen der Kultur in Anspruch, und das Lieblingskompliment, das eine Nation sich selber machte, war die Versicherung, daß sie „an der Spitze der Zivilisation“ stehe. Man glaubte nicht mehr, wie einst die alten Juden, daß man das auserwählte Volk Gottes sei, man betonte aber nicht ungerne die „Mission“, die der — je nach Umständen — lateinischen, germanischen oder slavischen Rasse gegeben war, fortan den andern Völkern auf dem Pfade der Entwicklung voranzuleuchten.

Der Begriff „Rasse“ namentlich war es, in den man all die unterscheidenden Merkmale hineindachte, auf die der Vorranganspruch gestützt werden sollte. Diese Unterschiede wurden nachdrücklich als angeboren, als „urwüchsige“ Züge ausgegeben und so weit als möglich in die geschichtliche Vergangenheit zurückverfolgt. Man übersah dabei, daß die Charaktere einer Rasse, gerade so wie diejenigen aller anderen „Arten“, die Ergebnisse von tausenderlei zufälligen und äußeren Einwirkungen sind, nicht aber von festen ursprünglichen Anlagen. Wenn sich ein und dieselbe Rasse über verschiedene Gebiete verbreitet und die einzelnen Gemeinwesen, von einander getrennt, sich unter verschiedenen klimatischen und sonstigen Einflüssen selbständig entwickeln, so entstehen neue Unterarten, die sich so sehr differenzieren, daß sie von der gemeinsamen Rassenähnlichkeit nur die allerallgemeinsten Züge bewahrt haben. So waren z. B. die Holländer ebensogut wie die Italiener, oder die Schweden, ursprünglich Arier; aber die mit der Zeit entstandenen Unterschiede hatten sich so scharf herausgebildet, daß die drei vom nationalen Standpunkte aus nichts mehr miteinander gemein hatten. Um auf diese Unterschiede stolz zu sein, war wohl von

keiner Seite Berechtigung da, da dieselben auf äußere Einwirkungen hätten zurückgeführt werden sollen, und nicht auf irgend eine geheimnisvolle angeborene Kraft. Aber das that man nicht. Man zog es vor, jeder Nation ihren „Geist“, jedem Volke seine „Seele“ zuzuschreiben, für welche die patriotische Selbstbewunderung erglühte. Unter diesem Geist, dieser Seele, stellte man sich gern etwas Unwandelbares, Ewiges vor, das unter allen Umständen seine Eigenart, wenn auch momentan verschleiert oder unterdrückt, zum Durchbruch bringen müsse, das in allen Manifestationen des nationalen Lebens vollständig enthalten sei.

Wenn man den patriotischen Prahlerstil jener Zeit studiert, so wird man auch finden, daß darin die Worte „Eigenart“, „Urwüchsigkeit“, „innere Anlage“, „angestammt“ und ähnliche sehr oft wiederkehren. Nun ja — worauf hätte man ein Recht, stolz zu sein, wenn es nicht etwas ursprünglich, innen und eigentümlich Besessenes wäre? Doch nicht auf etwas Fremdes, Außerliches, Allgemeines? So war es denn auch das Phantom „Eigenart“, welches der Nationalstolz am eifrigsten gepflegt wissen wollte und welches er in jeder Richtung — Sprache, Kunst, Wissenschaft — am lebhaftesten zu verteidigen suchte. Daß die Wissenschaft die erste war, welche sich von allen Nationalitätsfesseln losgerungen, das wissen wir jetzt, und auch schon damals begann diese Befreiung sich fühlbar zu machen. Die Erforschung der Wahrheit wollte nicht „eigenartig“ sein; sie strebte nur darnach, den richtigen Weg zu finden. Die Gelehrten sämtlicher europäischen Nationen ließen ihre Schriften in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ gleichzeitig in mehreren Kultursprachen erscheinen; es gab keine deutsche Physik im Gegensatz zu einer englischen, keine slavische Anatomie im Gegensatz zu einer lateinischen. Zwar prahlten die einzelnen Nationen, auch in Bezug auf dieses Thema, mit den Namen der unter ihnen geborenen Gelehrten und fanden selbst darin Nahrung für ihren Stolz, dabei außer Acht lassend, daß die Männer der Wissenschaft ihr erlangtes Wissen nicht nur innerhalb der Grenzen ihres Landes geschöpft hatten, nicht

kraft ihrer nationalen Eigenschaften erworben und entwickelt (wenn vielleicht auch den Einen mehr Gründlichkeit, den Anderen mehr Klarheit als angeborene Merkmale nachgesagt werden konnten); sondern daß sie stets den aus allen Gegenden und allen Zeiten aufgespeicherten Vorrat von Erfahrungen sich zunutze machten, und ebenso neidlos, wie sie die im Ausland gehabte Belehrung anerkannten, auch ihrerseits den Ausländern ihre Entdeckungen zugute kommen ließen. — Nur zwei Wissenschaften gehörten nicht in diese Kategorie. Einmal die Strategik, welche ihre verbesserten Schießgewehre, ihre Kanonen und ihre Torpedoboote fremden Nationen strengstens geheimhielt. Zweitens war es die Philosophie, welche noch mit Vorliebe in verschiedene, mit Landesnamen bezeichnete Schulen gespalten wurde. Das beweist aber nur, daß sich diese Wissenschaft noch nicht allenthalben zu sicherer Auffassung allgemein gültiger Wahrheiten erhoben hatte, sondern daß sie sich noch auf hypothetische Systeme stützte, welche den Namen ihrer Erfinder — und damit den Namen der Nation, aus welchen die letzteren hervorgegangen — als Marke trugen. Die von der Philosophie aufgestellten Sätze waren noch nicht zur positiven Erkenntniß geworden, denn wenn diese einmal eintritt, fällt die nationale Angehörigkeit des Verkünders nicht mehr ins Gewicht. So war das Gesetz der Gravitation schon nicht mehr als eine englische Ansicht, oder die Drehung der Erde als eine italienische Theorie hervorgehoben; dagegen konnte die „Welt als Wille“ oder die „präetablierte Harmonie“ als deutsche Weisheit, die Lehre von den „Tourbillons“ und von „dem Mechanismus der Thiere“ als französische Weisheit hingestellt werden. In demselben Maße, als sie sich höher entwickelte, verlor auch die Philosophie von ihrem nationalen Charakter. Als an die Stelle ausgeflügelter Systeme erfahrungsgestützte Ideen traten, mußten diese Ideen in Form nachweisfähiger Wahrheiten überall gleich starke Wurzel fassen. Spencersche Ethik und Soziologie hatte für die ganze zivilisierte Welt die gleiche Bedeutung; ebenso Büchners Erläuterung über das Wesen von Kraft und Stoff, Ribots Mitteilungen aus der Physiologie des Geistes, Taines Aufschlüsse

über die Philosophie der Kunst u. s. w. u. s. w. Diese Art Philosophie war es, die sich zuerst über die Scholle — und über die „Schule“ — erhob, die ihrer eigentlichen Bestimmung, eine Weltanschauung zu sein, gemäß, allen Anspruch auf nationalen Vorrang fallen ließ und von übereinstimmenden Geistern, gleichviel aus welchem Lande sie stammten, gleich freudig aufgenommen wurde. Die Landsleute aus dem Reiche der „Weisheitsliebe“ ließen sich durch geographische Provinzmarken nicht mehr trennen; ihre Zugehörigkeit erstreckte sich über die engen Sprach- und Nationalgrenzen hinaus, und im Sinn des alten Liedes, das von einem zerstückelten Deutschland nichts wissen wollte, hätte sie singen können:

Was ist des Denkers Vaterland?

Ist's Griechenland, ist's Schottenland, ist's deutsches Land?

Nein, nein — des Denkers Vaterland muß größer sein:

Das ganze Denkerland soll's sein!

Es ist überflüssig, die augenscheinliche Wahrheit erhärten zu wollen, daß die Pflege der Wissenschaft mit Festhalten an „Angestammtem“, „Urwüchsigem“, „dem Mutterboden Entsprössenem“ — und wie die sonstigen patriotischen Stichworte lauten — unverträglich ist. In der Kunst konnte jenes abstrakte Ding, Volkscharakter genannt, noch eher seinen Ausdruck finden; es gab noch eine ziemlich gesonderte deutsche, französische, italienische und slavische Musik; es gab nationale Schulen in der Malerei, im Drama, im Roman, obwohl in der Epoche, von der ich rede, auch diese Grenzen schon auffallend ineinander zu zerfließen begannen. Die Bewunderung und Überalleserhebung der nationalen Kunststrichtungen ward zwar noch als lobenswerte patriotische Übung fleißig betrieben; wenn aber allzu eifrige Leute den Haß gegen fremde Künstler und die Geringschätzung fremder Kunst so weit trieben, daß sie gegen alle ausländischen Werke eine Art Zollschranke aufrichten wollten, wenn z. B. aus patriotischen Motiven ein Wagnertheater in Paris verboten, und ein Saint-Saëns-Konzert in Deutschland ausgezischt werden sollte, dann erhoben sich doch schon viele Stimmen, die da riefen: „Nieder mit solch engherzigem Chauvinis-

mus: die Kunst ist international." Lebte denn zu jenen Zeiten in den Staaten Europas überhaupt noch ein bedeutender Künstler, dessen Werke von unverfälschter Volkstümlichkeit sein konnten? Um nur von der Musik zu sprechen, die auf letztere Eigenschaft doch den meisten Anspruch hatte: vielleicht gab es ein paar zitherschlagende Bauern in Tyrol und zymbalklopfende Zigeuner in Ungarn, die rein nationale Weisen komponierten; aber welcher große Musiker, der an einem großstädtischen Konservatorium die Meisterwerke aller Schulen studiert, der in den Theater- und Konzertsälen der ganzen zivilisierten Welt die musikalischen und sonstigen Einflüsse verschiedenster Länder in sich aufgenommen hat, konnte aus seinem Innern noch unvermischte nationale Eigenart hervorholen? Richard Wagner selber, der von germanisierenden Schwärmern als die musikalische Verkörperung des Deutschtums betrachtet war und sich selber dafür ausgab, hatte sich doch an den Werken Mozarts gezogen, der seinerseits bei den Italienern in die Schule gegangen war; und daß sein Werk nicht ein spezifisch deutsches war, sondern der Ausdruck einer neuen, aus gemischten Elementen entstandenen höheren Richtung, beweist der Umstand, daß diese Musik in alle Nachbarländer ihren Weg fand und daselbst begeisterten Beifall entzündete und zahlreiche Nachahmer erzeugen konnte. Germanisch, urwüchsig, ursprünglich waren die gewählten Stoffe, insofern als sie aus deutscher Geschichte und Sage hervorgeholt waren — als der Landgraf von Thüringen, der Schuster Hans Sachs und, noch weiter zurück, die Rheintöchter und nordische Götter die neuerfundene „endlose Melodie“ zu singen beordert waren.

Überhaupt, die Vergangenheit ist der Boden, wo das patriotische Gefühl am besten gedeiht. Je weiter zurück, desto fester die Wurzel, desto „ursprünglicher“ die Blüte. In der Vergangenheit lebten die Völker getrennt, abge sondert, unter verschiedenen Bedingungen — und nur diese letzteren sind es, welche die Eigenart erzeugen. Die Gegenwart (ich meine die damalige Gegenwart) war nicht dazu angethan, nationales Sonderwesen zu befestigen. Völker, die durch Eisenbahnen,

Telegraphen und sonstige Verkehrsmittel in regem Austausch von Gütern, Personen und Ideen standen; die sich so sehr vermengten, daß die russischen Söhne in Heidelberg, die englischen Töchter in der Schweiz erzogen wurden, daß die Honigmondpaare von überall her nach Italien reisten — und wo kein Drama in Paris geschrieben werden konnte, das nicht die Kunde über alle europäischen Bühnen machte, kein Buch, keine Maschine, kein Gemälde, keine Operette, keine wissenschaftliche Entdeckung in was immer für einem Lande aufstauhen konnte, ohne sich sofort in allen übrigen Staaten zu verbreiten, — solche Völker, die schon seit mehreren Generationen in den geschilderten Wechselbeziehungen gestanden, und kaum mehr ein Individuum hatten, das nicht einem selbsterlebten oder ererbten fremden Einflusse unterworfen gewesen wäre — die mußten, wenn man schon eine allgemeine Seele annimmt, sich eine kosmopolitische Seele herausgebildet haben, von deren Existenz die Meisten — auf vaterländischen Geist gedrückt — freilich noch keine rechte Ahnung hatten.

Was nun das Gebiet der Zukunft anbelangt, so ist dieses wohl am unergiebigsten zur Bethätigung patriotischer Gefühle. Wer den Fernblick einige tausend Jahre nach vorwärts zu richten wagt, der muß wissen, daß von der Nation, deren Ruhm und Stärke er allenfalls noch auf ein paar Generationen hinaus als wachsend denken kann, unfehlbar jede Spur verschwunden sein wird; er muß also seine Hoffnungen auf eine höhere Warte gestellt haben als auf die der Vaterlandsliebe, nämlich auf die der Liebe zur Menschheit. Der Begriff Zukunft schließt den Begriff des „Festhaltens an Althergebrachtem“ eigentlich gänzlich aus, insofern er den Fortschritt, d. h. die Erringung des Neuen, in sich faßt. Jeder Fortschritt aber ist eine abgelegte Eigenart, eine Vermischung von bisher getrennten und sich zu höherer Ordnung vereinenden Elementen, daher eine Entfernung vom „Ursprünglichen“. Die einfachsten Verbesserungen und Erleichterungen im Verkehr, Handel u. s. w. zeigten stets einen Schranken niederreißenden, internationalisierenden Charakter. Oder war die „Weltpost“ auf die Idee gegründet, daß jedes Land

und Pändchen seine angestammte Briefbeförderung beibehalte — und war die Einigung der Maße und Gewichte eine Bestärkung nationalen Brauches?

Ich habe einige alte Drucksachen zur Hand, aus welchen ich Ihnen verschiedene Kundgebungen des damals herrschenden patriotischen Geistes mitteilen kann, und daneben auch einige Äußerungen weltbürgerlicher Richtung.

In einem Artikel, betitelt: „La réforme des études classiques“, und gezeichnet: A. Duruy („Revue des Deux Mondes“, 15 février 1884), wird gegen das Überhandnehmen der wissenschaftlichen Studien, welche die sogenannten „klassischen“ Gegenstände aus den Schulen zu verdrängen drohen, heftig angekömpft. Die Erörterung über die Nachteile des reformierten Studienplanes schließt mit den Worten ab:

..... „Und wären dies nur die einzigen Gefahren der Wissenschaften! Oder würden sie dieselben durch ihre erzieherische Kraft aufwiegen, würden sie durch die Ideen, die sie nähren, den Geistern eine heilsame Richtung verleihen, indem sie die Liebe zum Guten, zur Tugend, zur Pflicht erwecken, zu jener Pflicht namentlich, welche alle anderen in sich faßt — ich meine den Patriotismus. Aber unglücklicherweise — und hier zeigt sich deutlich ihre Inferiorität — sind die Wissenschaften ihrer Natur nach kosmopolitisch. Die Welt gehört ihnen und sie gehören der Welt; ihr Reich ist das Universum, ihre Grenzen — die Unendlichkeit. Ihre Aufgabe besteht darin, die Gesetze zu entdecken, welche in der Natur walten, und ihr Ehrgeiz ist es, derselben jeden Tag eines ihrer Geheimnisse abzulauschen. Nun, wie wollt ihr, daß in dieser Unendlichkeit, in dieser Unbegrenztheit, wie wollt ihr, daß die Rassenvorurteile, der Völkerverhaß, die Verschiedenheit der Temperamente und der Interessen nicht ein wenig verschwinden? Wie sollte die Vaterlandsliebe, welche aus alledem als Resultante hervorgeht, da ihre ganze Kraft bewahren?“

Betrachten Sie diese merkwürdige Stelle, in welcher der Verfasser spricht, als wollte er die Sache der Gegenpartei plaidiren. Denn das, worauf er die Inferiorität der Wissen-

schaft gründet, nämlich daß sie „Rassenurtheile“ und „Völkerhaß“ vermindert, daß sie sich an keine engen Standesinteressen hält, sondern das Universum als Feld ihres Ehrgeizes erwählt — das alles klingt doch für den Unbefangenen wie ein Lob. Aber hier können Sie deutlich die Macht der patriotischen Voreingenommenheit sehen, welche sich rühmt, das Beschränkte dem Weitgreifenden, das Rassenurtheil dem Vernunfturtheil, den Haß der Liebe voranzustellen; dennoch sind die Schlüsse des Verfassers an sich ganz folgerichtig und müssen die Zustimmung eines jeden finden, der mit ihm als ersten Vorderatz gelten läßt, daß Patriotismus die höchste Tugend sei, und auch den zweiten, von niemand in Abrede zu stellenden Satz annimmt, daß die Wissenschaften ihrer Natur nach kosmopolitisch sind.

Weiter heißt es in demselben Aufsatz:

„Der klare französische Genius selber ist es, den man im Begriffe steht, zu verfinstern. Das ist die wahre Gefahr der neuen Programme. Zu allen ihren übrigen Fehlern haben sie noch den, unserer Rasse antipathisch zu sein; sie sind nicht gallischer, nicht heiliger Erde entstammt; sie sind dort drüben geboren . . . Aus dem Osten sind sie gekommen, zugleich mit dem feindlichen Einfall, sie haben denselben vervollständigt und setzen ihn fort. Frankreich hat sich einst besser verteidigt, es war besiegt worden, aber nicht unterjocht; erobert, aber nicht in Vasallenschaft geraten. Es hatte seine Kunst, sein Schrifttum, seine nationale Gelehrsamkeit gegen den Teutonen wohl zu bewahren gewußt; es war „selbst“ geblieben — ein wenig leichtfertig allerdings, das Land der fröhlichen Wissenschaft und des freimütigen Tachens, aber so lebhaft und so fein, nach allen Richtungen des menschlichen Gedankens jene höhere Klarheit tragend, von welcher es scheint, als hätte ein Strahl von Oben seine Wiege getroffen. O, laßet in unseren Händen diese kostbaren Gaben sich nicht vermindern; lassen wir den „welchen“ Geist von seinen natürlichen Bahnen nicht abweichen. Halten wir ihn an der Überlieferung fest — dulden wir nicht, daß man ihn mit plumper Regierung verfälsche.“

Laßt es genug sein an der unvergeßlichen Schmach des „schrecklichen Jahres“ — fügen wir nicht noch selber diese letzte Demütigung hinzu, daß in unseren Schulen und über unsere Jugend eine schlechte Nachahmung herrsche von deutscher Pedanterie und deutscher Schulfuchserie!“

Wie Sie sehen — immer noch konsequent: Festhalten an der Überlieferung; Ausschließen alles Ausländischen; Hüten jenes von „Oben“ gekommenen Segensstrahles, welchen jedes Volk seinem Ursprung andichtet; sorgfältiges Einhalten der „natürlichen“ Bahnen — als ob neue Pfade unnatürlich wären! Wahrlich, diese ganze Gedankenrichtung, sowohl in politischer, als in jeder Hinsicht, — man könnte sie die Religion des Geleises nennen.

Hier noch ein Schriftstück verwandten Inhalts. Es ist ein Brief, welchen der Vizepräsident des französischen Senats an den Organisator eines dem Sergeant Hoff zu Ehren gegebenen Festes geschrieben hat. Dieser Sergeant Hoff hatte sich während des Feldzuges dadurch ausgezeichnet, daß er von einer Höhe herab auf deutsche Wachtposten gezielt und eine erkleckliche Menge davon zusammengeschoffen. Das Schreiben lautet:

„Ich stimme von ganzem Herzen Ihrer patriotischen Initiative bei. Man kann die kräftigen Gemüter nicht genug ehren, nicht genug hoch halten, welche instinktiv empfunden haben, daß die Liebe zum Vaterland und der Haß gegen den Feind unzertrennliche Gefühle seien. Dieses doppelte Gefühl war es, welches Hoff zu einem Ausnahmshelden gemacht hat. Zu sehr „Ausnahme“ — leider . . .

„Wenn die französische Jugend Ihrem Ruf Folge leistet, so wird das eine große Heilshoffnung sein. Was uns getötet hat, das war die Gleichgiltigkeit in Bezug auf nationale Individualität. Götzendiener des Menschentums, haben wir vergessen, daß das Vaterland dessen Hauptstück ist. Kehren wir zu den Quellen zurück; sagen wir mit allen Stimmen — sagt es namentlich ihr, ihr Jünglinge, — daß von allen bürgerlichen Tugenden der Patriotismus die erste, die lebens-

wichtigste ist, und daß wir die Herzen zur Höhe möglicher Gefahren erheben müssen; daß, wenn wir an solchem Tage nicht zu den letzten Kräfteanstrengungen entschlossen wären, der Egoismus niemanden retten würde; daß Frankreich dann nicht nur besiegt, sondern vernichtet wäre. Also denn, verbreiten, erwecken Sie überall die edlen Gefühle, die Sie beseelen, um unsere Fehler, um die unseligen Folgen unserer Schwäche wieder gut zu machen; um an die alten Traditionen wieder anzuknüpfen. — Dann können wir brüderlich an den übrigen Teil des Universums denken.“

Diese zuletzt hingeworfene Phrase ist eine Perle. Zuerst massakriren und dann brüderlich denken — aus Universum, so ganz nebenbei. — Dennoch, so naiv sie klingt, diese Phrase enthält ein gutes Zeichen der Zeit. Einige hundert Jahre früher würden wir in einer patriotischen Ansprache solchen Worten gewiß nicht begegnen. Dieselben bergen einen — wenn noch so leisen — Wiederhall der rings sich erhebenden neuen Ideen. Eine natürliche Gedankenverknüpfung hat diese im Geist des Schreibers wachgerufen. Er ist sich bewußt, daß gegen seine Stimme zahlreiche andere Stimmen laut werden könnten, die da von Universum und Brüderlichkeit reden, und er versäumt es nicht, diese allfälligen Einwendungen von vornherein mit einer geringschätzigen Erwähnung abzuthun. Man glaube nur ja nicht, daß er von dem Humanitätsschwindel nichts wisse — aber er zuckt die Achseln dazu! Seine Gesinnungsgenossen thun dasselbe, froh, daß ihr Wortführer die gegnerische Sache (die sie zumeist nicht kennen), die er aber gründlich zu verstehen scheint, da er deren Schlagworte anführt, so gehörig von vornherein entwaffnet hat. — Für den Verfasser des Briefes und seine Anhänger war demnach jener Schlußsatz eine wirksame Bekräftigung des vorher Gesagten; für uns aber, die wir die Sache vom historisch-kritischen Standpunkt untersuchen, enthält die feinsollende Abfertigung einen Beweis, daß das Vorangegangene nicht mehr als ein Selbstverständliches im Zeitbewußtsein ruhte; daß eine neue Anschauung — zwar noch nicht durchgedrungen, noch nicht

herrschend, aber doch schon ins Dasein getreten war. Daß solche Ideenkeime mit ein paar Fußtritten vernichtet werden können, das glaubte wohl noch die große Masse der „Überlieferungs“-Festhalter; wir aber wissen — die Wenigen wußten es auch damals —, daß sich neue Anschauungen nicht nieder-schmähen und nicht niederhöhnern lassen.

Nachdem ich zwei patriotische Fanatiker aus Frankreich zitiert habe, so will ich nun auch zwei Gegenäußerungen aus demselben Lande anführen.

Hier eine Stelle aus „Les idées de Monsieur Rade“ von Guy de Maupassant:

... Da sagte Einer aus der Gesellschaft: „Ich habe sehr wenig Patriotismus.“

Allgemeines kühles Schweigen.

„Geben Sie mit mir zu,“ fährt Jener fort, „daß der Krieg eine grauenvolle Sache sei, daß dieser Abschlachtungsbrauch der Völker einen dauernden Zustand der Barbarei schafft, daß es empörend ist, während doch „das Leben“ das einzig reelle Gut vorstellt, zu sehen, wie die Regierungen, deren Pflicht es ist, das Dasein ihrer Unterthanen zu schützen, alle möglichen Mittel zu deren Vernichtung anwenden? Ja — nicht wahr? Also, wenn der Krieg etwas Scheußliches ist — giebt der Patriotismus nicht die nährende Idee ab, welche den Krieg aufrecht hält? Wenn ein Räuber tötet, so hat er einen Grundgedanken: — stehlen. Wenn aber ein braver Mann einem anderen braven Mann, der vielleicht ein Familienvater, vielleicht ein großer Künstler ist, mit Bajonettenstößen die Augen aussticht — welcher Grundgedanke leitet ihn da?“

Die zweite Äußerung entnehme ich einem großen Dichter, welcher zwar im Feuer des Gesanges gar oft den patriotischen Ton angeschlagen, welcher aber als Denker ein dem kriegerischen Nationalitäten-Ideal überlegenes Menschheits-Ideal im Sinne führte:

„Das zukünftige Europa“ — so sprach Victor Hugo anläßlich einer Preisverteilung — „wird ein Europa des

Friedens, der Arbeit, der Eintracht und des guten Willens sein. Es wird lernen und wissen. Es wird dem stolzen Ziele entgegengehen: der Mensch, welcher weiß, was er will, und will, was er kann. Wir verabscheuen das Gemetzel, welches in dem Kriege, das Blutgerüst, welches in dem Strafgesetz, die Hölle, welche im Dogma enthalten ist, aber unser Haß erstreckt sich nicht auf die Menschen, nicht auf den Soldaten, den Richter und den Priester. Jenen, die uns den Krieg bieten, bieten wir den Frieden; Jene wollen unsere Seelen verfinstern, wir wollen die ihren erhellen. Unsere ganze Rache ist das Licht." — „Ich bin nicht Franzose,“ sagte Victor Hugo bei einer anderen Gelegenheit, „nicht Europäer: — je suis humain.“

Dieser Begriff des „Menschentums“ in seiner höheren Einheit war es eben, zu dem sich die Allgemeinheit noch nicht aufgeschwungen hatte. „Liebe deinen Nächsten wie dich selber“ war zwar im Buchstaben giltig, erlosch aber im Geiste an dem nächstgelegenen, mit den Landesfarben angestrichenen Schlagbaum. Der Begriff „Eigenart“ hingegen nahm im Geiste der Zeit einen erhabenen Rang ein und genoß eine gewissermaßen andächtige Verehrung. Erst die Einsicht, daß das Eigenartige auch etwas einst Gewordenes ist, vermindert das Mißtrauen gegen das gegenwärtig werdende. Im gleichen Maße also, als die Entwicklungslehre um sich griff, trat die scheue Anbetung und blinde Bewunderung für das vermeintlich „Ursprüngliche“ zurück. Wie wenig zu jenen Zeiten der Evolutivismus noch in die Massen gedrungen war, das wissen Sie; es muß Sie daher nicht Wunder nehmen, daß auf allen Gebieten der Begriff „Grenze“ als Direktive diente. Und nicht nur Grenzen — Abgründe und Klüfte wählte man zwischen den als verschieden erkannten Klassen und Ordnungen zu sehen. Eine Kluft zwischen Wilden und Zivilisierten, — zwischen Mensch und Thier; — dann mehr oder minder kleine Klüftchen zwischen näher stehenden Arten — so z. B. unüberbrückbare, oder doch nicht überbrückt werden sollende Abgründchen zwischen Lateinern und Slaven, oder Semiten und Germanen. Die

Entdeckung einer wahrnehmbaren Verschiedenheit genügte schon, um zwei Dingen eine von Ursprung her bestehende Trennung anzudichten, in welcher zu verharren als Verdienst galt.

Aber Thatfachen sind den allgemeinen Anschauungen stets um ein Stück voraus. Die im unaufhaltsamen Gang der Entwicklung eintretenden Umwandlungen, Verschmelzungen, Neubildungen richten sich nicht nach den allgemein verbreiteten Ideen; diese sind es, die erst viel später, nach zähem Widerstande, der Wirklichkeit sich anzupassen pflegen. Im faktischen Leben des damaligen Europa sehen wir zur Friedenszeit den Kosmopolitismus schon als Thatfache walten und als Gesinnung noch verpönt sein. Durch den kommerziellen und intellektuellen Verkehr der Nationen, durch ihre auf allen Gebieten verbundenen Interessen, durch den immer lebhafter werdenden Austausch ihrer materiellen und geistigen Güter ward die ursprüngliche Eigenart immer mehr verwischt und es bildete sich ein komplizierterer Typus, d. h. also ein Typus höherer Ordnung, heran, der jedoch noch nicht erkannt und benannt war. Die äußeren Merkmale nationaler Verschiedenheit — Trachten, Tänze, Gebräuche — schwanden stetig dahin. In den höheren Schichten der Gesellschaft konnte man denselben nicht mehr begegnen — ausgenommen etwa bei Hoffesten, wo z. B. russische oder ungarische Landestracht vorgeschrieben war —; und nur noch in entlegenen Dörfern wurde an der nationalen Kleidung festgehalten. Aber auch da begann sie auszusterben, trotz der ästhetischen Wehrufe, die dabei ausgestoßen wurden: „Schade, schade um die malerische Tracht!“ Aber keine Klage der Welt hat jemals etwas Absterbendes am Leben zu erhalten vermocht. Auch hätte keiner von jenen, die das Verschwinden der Nationaltrachten bejammerten, eine solche angelegt, um — etwa am Brunnen eines besuchten Badeorts — als Schotte, Tyroler oder Moskowiter einherzuwandeln. Und das Merkmal, welches in der Kleidung der äußeren Person verschwunden war, sollte in der Gestalt der inneren erhalten bleiben — es sollte jeder seine nationale Seelentracht bewahren? Das war noch weniger möglich. So wie die

Nationalkostüme auf Theatervorstellungen und Maskenfeste verwiesen waren, so erhielten sich die geistigen Landestrachten nur noch in den Artikeln der Parteiblätter, den Reden politischer Klubs und den Lehrbüchern der Schule. Draußen jedoch, im wirklichen Leben, wo die Gebildeten aller Länder fremde Sprachen erlernten, fremde Kunstwerke genossen; wo durch die häufigen Geschäfts- und Vergnügensreisen das Fremde zum Bekannten wurde, so daß das Wort „ausländisch“ den Sinn von „fremd“ überhaupt nicht mehr deckte; — da konnte der starre Vaterlandssinn, nämlich jene Voreingenommenheit, die dem Heimatlichen in jeder Richtung den ersten Rang zuschreibt, nicht mehr gedeihen und ein neuer Sinn des Weltbürgertums mußte langsam entstehen und war auch schon in Tausenden von solchen entstanden, die sich dessen nicht bewußt waren und noch immer vermeinten, unverfälschte Patrioten zu sein. So mögen einst — noch weiter, viel weiter in der Erdgeschichte zurück — schon einige zu Amphibien gewordene Fischabkömmlinge, die auf das Festland Ferienreisen unternahmen, geglaubt haben, sie seien noch urwüchsige Fische; mitunter prahlten sie wohl auch mit ihren altererbten Kiemen, gar nicht bemerkend, daß sich dieselben schon langsam in Lungen umzubilden begannen — Kiemen waren ja ihre „nationale Eigenart“ . . .

